

14]

## Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Dann betrat man die „gute Stube“ im Erdgeschoße, wo Champignys ihre Gäste empfangen. Auf dem Tische lag ein schöngeblümtes Tuch, und darauf stand eine Keistorte mit safrangelber Kruste. Die Wächterin versenkte das Messer in die Torte, zerteilte sie, und jeder langte nach dem Stücke, das ihm am besten zusagte. Eine dralle Bauernmagd trat ein und begrüßte die Gäste, übers ganze Gesicht grinsend, mit einem herzhaften „Wünsch' guten Tag“. Sie stellte eine Kaffeekanne auf den Tisch, aus deren Schnabel bräunliche, zichorienduftende Dämpfe entstiegen.

„Noch ein Täschchen! Noch ein Stückchen Kuchen!“ wiederholte die Hausfrau jeden Augenblick.

„Nein, danke sehr, es geht nicht mehr, ich bin wirklich schon ganz vollgestopft.“ sagte Frau Malouin.

„Macht nichts! Versuchen Sie es doch!“

„Also ein ganz kleines Täschchen, um Ihnen keinen Korb zu geben. So — genug — danke!“

Dann wandte sich die Wächterin an Céline und Germaine.

„Schmeckt Euch denn die Torte nicht, daß Ihr so wenig eßt? He, Champigny, mach' doch den Fräulein ein bißchen den Hof! Ach, wenn wir nicht so alte Leute wären, sondern junge Burschen . . .!“

„Bewahre, was denken Sie denn von uns?“ protestierte Céline lachend.

„Ja, ja, so ist die Jugend! Böse denkt auch nicht anders, sie macht's gerade so wie alle andern Mädels. — Bitte! ein Täschchen noch! nur ein einziges!“

Neuerdings wurden die Teller vorgelegt und frische Labungen Kuchen in die Mägen geschoben. Dann kam das Gespräch auf Kälber und Schweinezucht und auf die Aussichten der Ernte. Durch die geöffneten Fenster drang das Kindergebrüll von den Ställen und der Duft des Düngers herein. Aus der Ferne klang das Lachen des jubelnden Dorfes. Nun wurde aufgebrochen, und die Champignys schlossen sich ihren Gästen an.

Unglücksfälligerweise stand auch der Müller Zard vor seiner Tür. Auch der nötigte sie einzutreten, wie vorhin Champigny. Er war zwar allein zu Hause, doch landete er seinen Burschen zur Familie Konflette, wo seine Töchter zu Besuch weilten.

Zard war Witwer. Während er noch sprach, hatte er die Türe zu seinem Salon geöffnet, dessen Wände mit einer goldgesprenkelten, samtartigen Tapete verkleidet waren. Sie blieben einen Moment allein und musterten neugierig den Kamin mit dem goldgerahmten Spiegel. Um einen Tisch mit einer Marmorplatte und gedrehten Beinen standen sechs Samtfauteuils mit gebälkten Säukdecken herum. Auf den Parquetten bereitete sich die wollene, weiche Pracht eines dicken, mit Rosengirlanden geschmückten Teppichs.

Dann kam der Müller wieder herein, unter jedem Arme eine Flasche Wein.

Die Frauen protestierten: sie hätten eben Kaffee und Likör getrunken, der Wein würde ihnen den Magen zu sehr beschweren.

„Ach! Ein Gläschen zuviel darf man sich zur Kirmeeszeit schon gestatten,“ entgegnete Zard.

„Und Sie werden auch Gesellschaft bekommen. Ich hab' meine Neffen holen lassen.“

Und er blinzelte zu den jungen Mädchen hinüber.

Die Flaschen leerten sich. Einige Bonbonnieren machten die Kunde. Champigny verkostete den Wein und schmalzte mit der Zunge. Der Müller sah ihn schmunzelnd an, als ob er fragen wollte:

„He? Na? ist der nicht gut?“

Nun wurde das Geräusch von Schritten auf dem Vorplatz vernehmbar und fast alsogleich wurde die Türe aufgetan. Die Töchter des Müllers traten ein, gefolgt von ihren drei Bettern, von denen zwei ebenfalls Müller in der väterlichen Mühle waren, während der dritte als Steuerbeamter in der Stadt lebte.

Sie wurden vorgestellt.

Céline und Germaine erhoben sich und tauchten mit den Neuangekommenen Händedrucke. Dann ließen sich alle auf geflochtenen Strohesseln, die zur Ergänzung aus dem Nebenzimmer geholt wurden, um den Tisch herum nieder. Zard ging hin und wider und förderte immer neue Flaschen herbei. Die jungen Männer bemühten sich, die Mädchen zum Trinken zu nötigen, und knallend wurde ein Kork nach dem anderen aus den Flaschenhalsen gezogen.

Die drei Neffen kamen vom Tanzsaale; sie hatten sich recht gut amüsiert. Sie erzählten, wie die Tochter des Kaufmannes Herbaug bei der Quadrille stürzte und im Falle ihren Tänzer mitriß, und die anderen Paare über die Liegenden gestolpert seien, bis ein ganzer, brolliger Menschenknäuel auf dem Boden zappelte. Dabei ließen sie, vielsagend lächelnd, durchblicken, daß sich noch andere Dinge zugetragen hätten, Dinge, die . . .

Der Steuerbeamte dagegen verachtete all diese trivialen Lustbarkeiten. In der Stadt wisse man sich Besseres als diese dummen Trinen vom Lande. Die Mädchen im Dorfe verstanden nicht einmal ordentlich Walzer zu tanzen. Und er affektierte eine vornehme Mäflertheit als ein Mann, der sich manch anderen, verfeinerten Genuß verschaffen konnte.

Germaine hörte nur zerstreut auf die Reden. Eine große, innere Unruhe beherrschte sie, das viele Rippen unterwegs hatte ihre Sinne leicht umnebelt; ihre Wangen brannten wie purpurner Mohn.

Champigny gab das Zeichen zum Aufbruch.

„Bergetzt nicht, daß hier Jugend ist! Die will sich doch unterhalten!“

Daraufhin erhob sich die ganze Gesellschaft. Die jungen Männer waren in frohester Laune. Ihre Stimmen wurden lauter, ihre Blicke verwagener, werdend und weich. Der Beamte verbog seine lange Gestalt, um sich mit Germaine im Flüstertone zu unterhalten; Céline, Zard und die Schwestern folgten lachend und scherzend, über die Bäuerinnen spöttelnd, die in blauen und grünen Gewändern vorüber kamen und auf ihrem Kopfe ganze „Gemüsegärten“ trugen. Dieses Wort stammte von Irma, der Ältesten der Zards, die in einem Pensionat in Givet zur Erziehung gewesen war und sich von dort die Freude und Lust am Spötteln heimgebracht hatte.

8.

Aus allen Wirtschaften wälzte sich nunmehr ein brausender Strom von Trunkenheit, Wüsten Lärmen, Rufen und Fausthiebe auf die Tischplatten waren auch von außen zu hören, gotteslästerliche Verwünschungen züchteten zwischen den Klagegeflängen auf, die schwere Zungen herableierten. In den Gärten fuhren die Kugeln wie wütend unter die Krugel, und allerorten wurden unsinnige Wetten abgeschlossen. Bauern, die sonst nichts besaßen als ihr elendes Dach überm Kopfe und halb Hungers starben, wachten Einfäße bis zu hundert Frank.

Durch das reichliche Schmausen waren die Mägen bis zum Bersten gefüllt. Die Gesichter der Frauen verschwanden hinter riesigen Keistortestücken; Kinder mit pflaumenmussbeschmierten Wangen lutschten an harten Zuckerstangen; in beiden Händen hielten die Männer Würste aus Bierdefleisch, aus Leibeskräften an dem zähflüssigen Fleische würgend. Anderwärts stopfte man sich mit harten Eiern und scharf gewürzten Pfefferkuchen voll, die die Kehlen zu unermüdlichem Trinken reizten.

So gelangte die Gesellschaft zur „Sonne“.

Beim Eintreten mußten sie gegen die in hellen Säufen herausströmenden Schären ankämpfen. Mit den Ellenbogen bahnten die vorangehenden jungen Leute den Weg, die Mädchen, dicht aneinandergepreßt, arbeiteten sich, mit ihrem ganzen Körper stoßend, hindurch.

Durch die offenen Fenster fielen schräge Sonnenstrahlen und tauchten den Saal in ihren grellen Glanz. Geblendet, mit der Hand vor den Augen, blieben sie stehen, bis sich die Pupillen an die Lichtfülle gewöhnt hatten. Dann begannen sie in den Reihen der Tanzenden nach Bekannten zu suchen und deren Namen zu nennen.

Die Musikanten saßen in Hemdärmeln. Einer der Klarinetten blies aus vollen Backen in sein Instrument, während

er, von der Hitze halb eingeschlafert, den Kopf schlaff hinten überhängen ließ. Schon merklich schwächer nickend, jedoch immer tapfer, markierte der Pistonbläser den Takt. Nur der Trommler, der Kräftigste von allen, ließ unermüdet, mit gerunzelter Stirn, seine Schlägel auf der Trommel wirbeln. Und so sang aus der Nische eine miltönige, schrille Musik, vom dumpfen Rollen der Pauken begleitet, das wie ein Gewittersturm dazwischen brauste.

Die Paare drehten sich im Kreise. So oft sie in das Bereich der einfallenden Sonnenstreifen gelangten, nahm ein gelblicher Glanz die glühenden Gesichter, die Kinder und Röcke auf, die dann im Schatten doppelt düster erschienen. Die Mädchen, mit einem krampfhaften Lächeln um den Mund, blickten größtenteils recht einfältig drein, während die Burschen mit gefenkter, gerunzelter Stirn aussahen, als oblägen sie einer sauren Pflicht. Manche, schon halbtrunken, hielten mit beiden Armen ihre Tänzerin umklammert und setzten einen besonderen Stolz darein, so hoch als möglich zu springen und heftig auf den Boden zu stampfen.

Diese rannten im Vorbeitanzen alles über den Haufen. Die Zigarre schief im Mundwinkel hängend, wälzten sie sich wie losgerissene Füllen durch den Saal, ohne auf den Takt der Musik zu achten. Manches Mal erhielten sie dabei von irgendeinem erzürnten Tänzer auch einen derben Buff. Ein warmer, tabakgeschwängelter Dunst entströmte den Kleidern und schwebte wie ein dicker Brodem über dem Saale. Heller Schweiß perlte auf den Gesichtern.

Germaine fühlte die Berührung einer Hand. Hastig wandte sie sich um und sah den Beamten, der ihr freundlich zulächelte. Ohne ein Wörtchen zu sprechen, begannen sie sich nach dem Takte zu wiegen, und im nächsten Augenblick schon trieben sie auf den Wogen des Tanzes.

Ihr Beispiel wirkte ansteckend. Ros wurde von einem der Müller, Celina vom anderen um die Taille gefaßt, den Fräulein Nard stellten sich andere Herren vor, und bald tanzte die ganze Gesellschaft.

Der Beamte war ein langer, hagerer, durch sein ausschweifendes Leben ausgemergelter Bursche. Während seine Brüder sich mit Hilfe ihrer Ellenbogen und breiten Rücken durchs Gewühl hindurchzuarbeiten vermochten, war er mit seiner Tänzerin hilflos dem Anprall der anderen Paare ausgegesetzt; sie drehten sich fortwährend um ihre eigene Achse, ohne sich von der Stelle rühren zu können.

Dies nahm ein klägliches Ende: atemlos keuchend mußte der Beamte endlich gestehen, daß er unmöglich weiter könne, und Germaine auf ihren Platz zurückgeleitet. Sie hatte für ihn bloß ein geringschätziges Achselzucken, wie sie denn instinktiv alle schwächlichen Geschöpfe verachtete. Jetzt erhielt die Musik Verstärkung. Der „Fanfarenverein“ des Ortes war eben mit seinem Dirigenten angelangt. Das Orchester stimmte einen Marsch an. Da kam eine allgemeine, zurückstauende Bewegung in die wogenden Mengen, und Germaine fand sich plötzlich von ihrem Tänzer getrennt und von grinsenden, geröteten Angesichtern umringt. Plötzlich zog sie die Brauen hoch: Cachaprés stand zwei Schritte vor ihr.

Mit einem raschen Blicke umfing sie seine hohe Gestalt, die den ganzen Trubel beherrschte, und blitzschnell vollzog sich in ihrem Gehirn ein Vergleich: Viel stärker als alle, alle war er, da gab's keinen Zweifel. Und besser gebaut. Der leiseste Stoß seiner Ellenbogen hätte genügt, eine große Menschenmenge beiseite zu schieben. (Fortsetzung folgt.)

## Kernvolk.

Eine Nordlandserzählung von Belle Molin.

(Schluß.)

Olle war in der Nähe mit Holzbaden beschäftigt. Er schaute manchmal über den Elf, manchmal nach dem Allen hin und schließlich ging er von seiner Säge weg, um mit dem alten Fährmann zu plaudern, der sich auch nach seinem Häuschen am andern Ufer hinübersehte.

Da geschah etwas Merkwürdiges.

— „So, so,“ sagte Jakris, „Du kachst Holz?“

— „Ja, — a.“

— „Mhm.“

Dann trat eine Pause ein.

— „Warum willst Du nicht — — warum hast Du das hingeschrieben?“

— „Das zeigt doch die Motivierung.“

„Motivierung — Motivierung?“

„Ja, der Grund, den ich dafür angebe, verstehst Du?“

„Ja sol Om, hm!“

Neue Pause.

„Es ist merkwürdig, wie hoch der Elf steht. So was hab' ich nie gesehen. Ich werde wohl heute überhaupt nicht nach Hause kommen.“

„Es wird Dir nichts geschehen, wenn Du die Nacht über bei mir bleibst.“

„Bist Du verrückt, Kerl? Daraus wird nichts — in diesem Leben wenigstens.“

„Du sollst mir willkommen sein — ganz im Ernst. Wenn Du gerecht sein willst, mußt Du mir glauben.“

— „So, so — hm — hm.“

Jakris legte ein Stück Tabak hinter einen Vadenzahn und schaute nachdenklich in den Fluß. Der strömte immer schneller dahin. Die Eisstücke stießen sich mehr und mehr. Die grünen, zischenden Blöcke wurden immer runder gefeilt. Schwarz schob sich das Wasser dazwischen. Wenn die Eisstücke sich drehten, so daß der Zwischenraum größer wurde, gefror die Flut sofort zu einer neuen Scheibe. Und wurden sie wieder zusammengedrückt, hob sich diese Eisscheibe grünlich schimmernd und spitzig auf und nieder. Am Ufer drüben stand Jmbär und schaute nach dem Vater aus.

— „Olle — Du bist ja ein tüchtiger Ruderer, so viel ich weiß.“

— „Glaubst Du?“

— „Wer über den Elf hinüberfährt um Wasser zu holen, muß es wohl sein; aber es ist nicht immer — hm — hm.“

— „Nicht immer? — Was nicht immer?“

„Es ist nicht immer — Herbstdunkel und klares Wasser —; es ist — es ist so, daß der Elf einen manchmal hindern kann. — Jetzt schlag ein! Das Mädchen schaut nach Dir. Ich will mit keinem Finger Widerstand leisten, wenn Du heute nacht bei ihr liegen willst. Ich werd es geschehen lassen, als ginge es mich überhaupt nichts an.“

— „Du denkst nicht viel darüber nach, was Du sagst, Jakris. Für das Mädchen habe ich Schläge ausgeteilt und Schläge bekommen, und ich werde wieder schlagen. Wenn Du glauben solltest — denn wer zwischen uns kommt, der kommt zwischen meine Hände, und ich werde ihn nicht mit heiler Haut loslassen.“

— „Zwischen Euch, zwischen Euch. Leider ist nichts anderes zwischen Euch als der Elf, aber das ist genug. Du bist ja tüchtig im Rudern. Rudere jetzt! Ich glaube, sie wartet.“

— „Es könnte sein, daß ich das tue. Es könnte sein! Sie kann es wert sein und noch viel mehr dazu. Aber nachher, — wenn ich dann nicht —, ja es ist verdammt fieselig.“

„Ja, ja, ich will Dich nicht verlocken. Nur soviel sage ich, damit Du es weißt: Willst Du in Häzmo Schwiegersohn werden, hat jetzt die Stunde geschlagen, weil der Hausvater nicht daheim ist.“

Jakris machte ein Gesicht, ich will nicht sagen wie.

„Ja“, brach Olle los und seine Augen glänzten — „ich werde hinüberrudern, heute noch tu ich es. Sofort! Aber“ — und er hielt seine Faust dicht unter Jakris' Nase, „wenn ich hinüberkomme und Du Dich dann noch mußt, dann werde ich — ja dann — dann weiß ich nicht, was geschieht.“

Mit diesen Worten lief er hinunter zum Boote, nachdem er zuerst dem Fährmann eine Kopfnuß gegeben, als dieser ihn hindern wollte loszufahren.

Und dann ruderte er hinaus auf den wilden Strom. Es zischte am Kiel. Beim ersten Ruderschlag schaute er die Ruder an. Sie waren gut imstande. Am Ufer schrien die Männer. Er konnte sie nicht verstehen. Jetzt galt es Jmbär und sein Glück!

Längs des Ufers, zehn Meter weit ungefähr, lag das Eis fest und unbeweglich. Er versuchte in die fließenden Eisstücken vorzudringen. Er tat ein paar Ruderschläge, dann sah er wieder fest. Einige Augenblicke darauf kam er wieder vom Fied und flich sich vom Ufer ab. Es ging langsam vorwärts. Jeden Augenblick stieß er irgendwo an. Manchmal mußte er den Kiel hoch aufheben, manchmal stromabwärts lenken, um an den größten Blöcken vorbeizukommen. Das Ruder rutschte und er arbeitete mit ihm wie im Traum, ohne zu merken, daß kein Wasser da war.

Die Dämmerung stieg herauf. Das merkte er erst, als er, von allen Seiten eingeschlossen, schon ganz weit draußen war. Die Landungsbrücke hatte er anfangs unter sich gehabt, jetzt lag sie über ihm.

Man hörte den Wasserfall immer näher heulen. Jmbär lief am Südufer entlang, die Männer am Nordufer. Er sah deutlich wie Jakris auf den glatten Steinen herumsprang und ausrutschte, wieder aufsprang und wieder ausrutschte. Beide suchten mit den Armen wie Betrunkene und er vernahm ihr Rufen wie aus weiter Ferne.

Olle sprang aus dem Boot heraus und zog es hinter sich her. Die Gebirgslähne sind sehr leicht und vorwärts ging es schnell wie der Wind. Wenn der Kiel des Bootes ins Wasser kam, stieß er das Boot mit allen Kräften auf das nächste Eisstück hinüber, sprang mit drei Schritten darüber weg, griff von neuem zu und zog es weiter. Auf einmal machte der Elf eine Diegung und wurde schmaler. Das Eis drängte sich so zusammen, daß die Blöcke kaum mehr zu trennen waren. Hinter der Landspitze stürzte der Elf in die Tiefe. Schon spürte er das böse Saugen des Wasserfalls.

Am Ufer fragte in diesem Augenblick Jakris den Fährmann: „Was gilt als Totschlag?“ Jakris' Augen waren weit aufgerissen,

denn Ohren hatte er jetzt keine. Wie konnte Ole stehen bleiben und sich umschauen? — Er rief laut! Wusste er nicht, daß alles in wenigen Augenblicken zu spät sei? und er schrie, ohne zu wissen, was er schrie. Jetzt steigt er aus dem Boot, das Ruder in der Hand und stößt damit in das Eis. Jetzt fängt er an zu laufen, das kann nicht gut ausgehen!

Jakob lief am Ufer entlang, fiel und stand wieder auf, fiel abermals und richtete sich abermals empor. Er mußte immer durch die Dämmerung auf Ole hinschauen. Bisher hatte er seinen Tod gewünscht, aber jetzt, jetzt — er konnte sich nicht helfen, er mußte zugeben, daß er der tüchtigste und beste Mann sei, den er kannte.

Aber Ole blieb stehen — ging langsam umher, um Ausschau zu halten — stieß mit dem Ruder ins Eis — griff fest zu und sprang herüber bis zum nächsten Eisblock — lief weiter dem Wasserfall gerade entgegen — drehte sich manchmal um nach dem Haus des Fährmanns, verschwand hier und da bis zur Hälfte im Wasser — stand im nächsten Augenblick wieder hoch oben und gerade wie eine Höhle. Alles war grün für seine Augen. Das Eis schimmerte wie Phosphor; es zischte vom Wasserfall her und das Zischen schien ihm grün zu tönen, so wahrhaftig es klingen mag. Jetzt drängten sich die Ufer näher aneinander. Das Geräusch der fließenden Eisstücke wuchs zu gewaltig großem Lärm. Die Blöcke schoben empor und brachen zusammen; es knirschte und rollte, bebte und bewegte sich. Die Eisstücke rasteten wie wilde Tiere, rangen, schlugen einander hinab in die Tiefe, ritten aufeinander wie Tiere zur Brunstzeit, und vom Land her knallte es, als schiëhe da jemand hinein in diese grüne, zischende Hölle.

Er aber, der über die Eisstücke hinlief, vergaß diese Stunde niemals; wie das Eis sich bäumte, wo er seinen Fuß aufsetzen wollte; wie eine Rinne ihr schwarzes, blinzelnbes Auge öffnete, wo er gehen wollte; wie die gezackten, grünen Eisblöcke sich aus dem Gedränge losrissen und vom Saugen des Wasserfalles fortgezogen wurden; wie das Blut ihm warm und rot von den Händen floß, wenn er fiel und vom Bisse des Eises verletzt wurde, und wie sein schwarzes und schmales Boot, von den Wirbeln mit fortgezogen, untertauchte und hinabtrieb, bis es schließlich mit einer kurzen Wendung im obersten Wasserfall verschwand. Was er da empfand, fühlte er sein ganzes Leben lang, ohne es aussprechen zu können.

Das große Floß von der Flößer-Gesellschaft tauchte auf in der Dämmerung und näherte sich. Es sah aus wie ein riesiges, mastloses Schiff, gegen seinen Bug klatschte es mit Poltern und Zischen und grüne, große Scherben von Eis legten sich rings an seine Seiten, wölbten sich und verschwanden schließlich im weißen Schaum.

Dies alles sah er, der um sein Leben lief.

Jumbär war nicht weit von ihm entfernt. — Er hätte mit ihr reden können. Es war lange, lange, seit er zuletzt mit ihr gesprochen. Aber er hatte etwas vor sich, was ihn zu rastlosem Laufen antrieb, zum sinnlosen Hin- und Herspringen: das Wasser. Er kannte diese Stelle sehr wohl. Gerade bis hierher wagten die Leute zu rudern. Denn hier kränkelte sich hin und wieder ein schwarzer Saugwirbel wie auf Probe; einige Meter weiter unten kamen größere — nicht mehr auf Probe — es lohnte sich nicht daran zu denken, wie man hinüberkam. Dort stand Jumbär und wartete. Zwischen ihm und ihr schauten große schwarze Steine herauf aus der Tiefe — und dies war ein Glück: da war das Wasser nicht mehr zum Ertrinken tief. Noch einige Schritte lief er dorthin. Jumbär hielt Schritt mit ihm am Ufer. Er hörte, daß sie rief — und drum sprang er so weit er konnte.

Die dünne Eiskruste zerbrach sein Gesicht, als er wieder empor-tauchte; die Hände waren schon zerissen. Bei jeder Bewegung mußte er das Eis durchbrechen; er lag tief und leuchtete. Jumbär stand hoch und schön über ihm da — so hoch, daß er sie wohl nie erreichen konnte. Daß er sich an einem Steine festgehalten, um zu ruhen, erinnerte er sich nachher, und daß er noch geschwommen, glaubte er zu wissen, daß aber Jumbär bis an die Schultern im Wasser gestanden, lang ehe er sie erreicht, war ganz gewiß.

So trafen sich die zwei durchnähten Menschenfinder und fühlten sich warm, während ihre Kleider zu Eis froren. Am andern Ufer aber schrie Jakob laut auf und schwang jubelnd seine Mütze, als er die Weiden im Glück vereinigt sah.

## Die atlantische Eispatrouille.

Sichtung von Eisbergen an klaren Tagen oder in Mondschein-nächten und in gehöriger Entfernung gehört zu den interessantesten Erlebnissen atlantischer Ozeanfahnen; die Möglichkeit aber, von solchen Kolossen bei Nacht und Nebel überrumpelt zu werden, bildet eine der ungemütlichsten Zutaten dieser Seefahrten. Die Gefahr solcher Überrumpelung wenn nicht völlig zu beseitigen, so doch wesentlich zu verringern, war die Aufgabe der amerikanischen Eispatrouille, einer neuen Einrichtung, die durch die Titanic-Katastrophe veranlaßt worden ist. Die Vereinigte-Staaten-Regierung stellte die beiden Kutter „Seneca“ und „Miami“ in Dienst, damit sie während der Eisbergperiode die Eisbergregion abpatrouillierten, auf Eisberge fahndeten, deren Bewegungen verfolgten, einen vollständigen Nachrichtendienst sowohl mit allen das Gebiet durchsuchenden Dampfern wie auch mit dem Hydrographischen Amt in

New York unterhielten und sonstige nützliche Arbeit leisteten. Die beiden Schiffe sind nunmehr nach dreimonatiger Dienstzeit nach New York zurückgekehrt, und was ihre Kapitäne Johnston und Gamble festgestellt haben, ist nicht nur von bleibendem Wert für die Seefahrtskunde, sondern empfiehlt sich auch dem allgemeinen Wissen und der besonderen Kenntnisnahme seitens Ozeanreisender. Als Eisbergzeit gelten die Monate April, Mai und Juni. Das Eisberggebiet erstreckt sich vom 50. bis 44. Grad nördlicher Breite und vom 40. bis 40. Grad westlicher Länge. Von dem sogenannten Labradorstrom werden die Eisberge nach der Küste von Neufundland und den Großen Bänken getragen. Viele stranden daselbst, andere werden von Nordwinden nach Süden getrieben. Die Bewegung südwärts schwankt je nach Wind und Blut zwischen einem Minimum und 2 Meilen per Tag. Beim Zusammenreffen des Labradorstromes mit dem stärkeren Golfstrom werden Eisberge aus der südlichen in die nordöstliche Richtung gedrängt. Dies geschieht gewöhnlich im April und Mai, und das ist die gefährliche Zeit für die transatlantischen Dampfer. Einigenmaßen gemindert wird die Gefahr dadurch, daß die Eisberge, sobald sie in den warmen Golfstrom geraten, zu schmelzen beginnen. Sie verlieren dadurch etwa 5 v. H. per Tag; manchmal kann man Wasserfälle an ihren Seiten herunterstürzen sehen, und im vorgezeichneten Stadium ihrer Auflösung geraten sie infolge Veränderung ihres Schwerpunktes ins Rollen. Häufig sind die Eisberge dicht besetzt oder begleitet von Seevögeln; als wirklich sicheres Anzeichen der Nähe von Eis betrachtet Kapitän Johnston jedoch nur die Anwesenheit der Linné, einer zu den Tauchern gehörenden Seevogelart.

Als das wichtigste Ergebnis der Beobachtungen der Eispatrouilleführer ist der Nachweis der Bedeutungslosigkeit zweier Mittel, die bisher allgemein für zweckmäßig zur Entdeckung von Eisbergen in finsternen Nächten oder im Nebel gegolten haben, zu betrachten: plötzliches Fallen der Temperatur des Wassers und das Echo von Nebelhorn oder Glocke heißen diese Mittel, die bisher als ausgezeichnete Warner angesehen worden waren. Man hat angenommen, daß das Wasser in der Nähe eines Eisberges stets kälter ist als weiter davon entferntes Wasser. Die Patrouilleführer stellten jedoch fest, daß der Einfluß von Eis auf die Wassertemperatur nicht weiter reiche als eine Schiffslänge, und das ist selbstverständlich ein viel zu geringer Abstand für eine rechtzeitige Warnung. Die Gewässer, in welchen man Eisbergen gewöhnlich begegnet, sind von höchst veränderlicher Temperatur, die scharfweise auftritt, so daß man häufig plötzlichen Temperaturwechsel begegnet, ohne daß ein Eisberg auf hundert Meilen in der Runde zu finden wäre. Ebenso trügerisch ist die Echogeographie. Die Erzielung eines Echos hängt davon ab, ob ein Eisberg senkrecht oder schräge Seiten hat. Nur senkrechte Wände geben ein Echo zurück; an schrägen Wänden wird der Schall anderswohin geworfen als nach seinem Ausgangspunkt. Unter hundert Proben, die die Patrouilleführer anstellten, ergaben neunzig nicht das geringste Resultat. Das Ausbleiben eines Echos beweist also gar nichts. Die einzige Gehörprobe auf die Nähe eines Eisberges, auf die man sich verlassen kann, besteht darin, daß man den Wellenschlag gegen die Wände des Berges vernimmt, und das ist nur bei ruhigem Wetter möglich. Die Patrouilleführer sind daher zu der festen Überzeugung gelangt, daß es kein anderes sicheres Mittel zur Entdeckung der Nähe von Eis gebe als Ausguck, und daß es bei Nebel und in besonders dunklen Nächten für den Beschlusshaber eines Schnell-dampfers schlechterdings geboten ist, sehr langsam zu fahren und besonders wachsam zu sein, wenn in der Gegend, in der er sich befindet, Eis gemeldet ist.

Vom höchsten Punkte eines Schiffes können bei klarem Wetter Eisberge auf eine Entfernung von 18 Meilen gesehen werden, von der Brücke auf 12 bis 15 Meilen. Bei leichtem Nebel sind Eisberge auf 2 Meilen Entfernung sichtbar, bei dichtem Nebel aber nur auf 200 Yards. Nachts sind Eisberge nur auf bedeutend geringere Entfernung sichtbar: bei Mondschein auf etwas mehr als 2 Meilen, bei Sternenhimmel auf eine Meile mit unbewaffnetem Auge, auf zwei Meilen durch den Krimptischer; in dunklen Nächten und bei bewölkttem Himmel nur auf eine halbe Meile und auch dann nur durch das Fernrohr. Mittels eines Scheinwerfers entdeckte Kapitän Johnston bei schwachem Mondschein drei Meilen entfernte Eisberge, nach Monduntergang erwies sich der Scheinwerfer nur zwei Meilen weit als wirksam. In der Anwendung des Scheinwerfers jedoch machte der Kapitän recht bemerkenswerte Erfahrungen. Er fand, daß eine Stellung des Beobachters hinter oder unter dem Strahl des Scheinwerfers unvorteilhaft sei; trat er jedoch fünfzehn oder mehr Fuß zur Seite, so konnte er aus der Beobachtung des Strahls viel nützlichere Resultate erzielen. Er fand ferner, daß der Strahl möglichst kondensiert werden muß, wenn ein in der Nähe befindlicher Eisberg entdeckt werden soll, weil ein flackernder Strahl nur das Auge blendet. Dieser blendenden Wirkung und Unstetigkeit wegen empfiehlt sich der Scheinwerfer nicht für ein in Bewegung befindliches Schiff. Das sicherste Mittel in finsternen Nächten ist Verlangsamung der Fahrt, so daß Gelegenheit zum Manövrieren bleibt. Der Ausguck darf auch nicht von einem zu hohen Punkte auf dem Schiff gehalten werden. Allerdings vergrößert sich die Sehweite im Verhältnis zur Höhe des Beobachtungspostens; gleichwohl ist es bei Nacht und Nebel ratfamer, den Ausguck auf Deck zu halten; es bestehen dafür triftige Gründe. In dichtem Nebel wird ein Eisberg immer zuerst durch den Anprall der See gegen seine Basis entdeckt, und vorn

